

Textproben

vorgelegt von

Der Buchschreiber



Erik Schumann
Körnerstraße 5
23611 Bad Schwartau
0451 – 88 35 895

Der einfache Weg zum eigenen Buch

So vielfältig wie die Menschen sind ihre Themen. Machen Sie doch Ihr Thema zum Buch – für einen kleinen oder großen Leserkreis.

Welches Thema möchten Sie in ein Buch binden? Ob Sie Ihre Lebenserinnerungen für Ihre Familie festhalten oder ein medizinisches Fachbuch weltweit publizieren möchten, ob Kochrezepte aus der Mark Brandenburg oder Gedichte an die Venus: Sie bekommen genau das Buch, das Sie wollen.



Nutzen Sie die Freiheit, Qualität und Gestaltung selbst bestimmen zu können. Ihre Möglichkeiten sind fast unbegrenzt. »Der Buchschreiber« verhilft Ihnen zum fehlerfreien Text und einem professionellen Layout, bearbeitet Fotografien, erstellt Tabellen und Grafiken, entwirft einen

verkaufsfördernden Umschlag und sorgt für hochwertige Qualität bei Druck und Bindung. Und Sie entscheiden, ob Ihr Buch als Privatedition einem überschaubaren Kreis vorbehalten bleibt oder ob Sie Ihr Buch mit ISBN veröffentlichen wollen.

Sie brauchen nicht einmal mit Schreibmaschine oder PC umgehen zu können. Wenn Sie ein Manuskript haben, geben wir es in den Rechner ein. Und wenn Sie Ihre Idee für Ihr Buch im Kopf haben, kommen wir zu Ihnen, zeichnen unser Gespräch auf Tonband auf und erstellen daraus Ihr Manuskript.

Im Folgenden stellen wir Ihnen einige Beispiele unserer Arbeit vor. Sie werden feststellen: Der »Buchschreiber« hat nicht nur einen Schreibstil.

Viel Vergnügen bei der Lektüre.

Beispiel: Lebenserinnerung



Detlef Radbruch
»Das Leben ist schon schön«
232 Seiten, gebunden
16 Abbildungen
Privatedition

Das Buch entstand auf der Grundlage von Gesprächen, die mit dem Autor in Lübeck geführt wurden.

Detlef Radbruch, 1923 geboren, schildert in seinen Erinnerungen vornehmlich familiäre Ereignisse und persönliche Eindrücke aus der Zeit des Dritten Reiches.

Die letzten Tage des Krieges

Ich lag im Büro des Forsthauses auf der Bank. Mit einem Kerzenleuchter stand meine Tante vor mir. Mir war nicht klar, wo ich war.

»Steh mal auf, dein Vetter Jochen ist aus Berlin zurück.«

Ich sah auf meine Uhr, es war vier Uhr morgens. Ich musste mir erst mal eine Hand voll Wasser ins Gesicht gießen, um wieder zu mir zu kommen – der Genever hatte mich arg in Mitleidenschaft gezogen. Jochen kam herein und berichtete, es bräche alles zusammen. Als er mit seiner Truppe in Berlin zur Verstärkung angekommen sei, wären sie nur ausgelacht worden. Die Soldaten hätten sie aufgefordert, die Stadt zu verlassen, solange es noch möglich sei. Schlagartig war ich wach. Unsere Truppe hatte schließlich den gleichen Auftrag, Berlin »bis zum letzten Mann« zu verteidigen. Schnell machte ich mich frisch, und als ich wieder einigermaßen klar war, verabschiedete ich mich von Onkel Bruno und fuhr wieder mit dem Fahrrad zurück zu meiner Truppe, die ich auch glücklich wiederfand. Aber während ich die Nacht bei meinem Onkel zugebracht hatte, hatten meine Kameraden einen feindlichen Angriff zurückgeschlagen. Wir standen über Nacht in vorderster Linie.

Von einem Vormarsch auf Berlin war jetzt keine Rede mehr, längst waren die Russen zwischen uns und Berlin. Und wir, die »Neue Armee«, sollten die Hauptstadt verteidigen? Unser Kommandeur war Realist: 15- bis 18-jährige »Soldaten« ohne Kampferfahrung, schlecht ausgerüstet, die Reichsminister Ribbentrop und Rosenberg hatten wir selber fliehen sehen, alles versuchte, sich in Richtung Westen in Sicherheit zu bringen. Das Reich hatte genug Helden gesehen. Von nun an zogen wir uns vor den herannahenden russischen Truppen zurück. Wir wollten wenigstens versuchen, ihnen den Vormarsch nicht zu einfach zu machen, um der fliehenden Bevölkerung einen oder zwei Tage Zeit zu verschaffen. Während ein Bataillon in Stellung blieb, zogen sich die anderen einige Kilometer in Richtung Westen zurück. Das zurückgebliebe-

ne Bataillon stieß dann zu unserer Truppe und ein anderes Bataillon übernahm die Verteidigungsstellung. Wir nannten dies »überschlagenden Einsatz«. Drei Tage lang ging das so, drei Tage, die an unseren Kräften zehrten. Die russischen Soldaten waren uns auf den Fersen, aber sie gingen vorsichtig vor.

In Lübz angekommen trafen wir auf Einheiten der örtlichen SS in Uniform. Diese kamen zu uns und verabschiedeten sich. Das brachte mich auf. Ich ging zu meinem Kommandeur und forderte, die Feiglinge nicht einfach weglaufen zu lassen. Vielmehr könnten sie uns bei der Verteidigung unterstützen. Aber die SS verschwand einfach und überließ uns unserem Schicksal.

Es gelang uns noch, mit mehreren Verteidigungseinsätzen die russischen Truppen zurückzuhalten, aber unsere Lage war schon lange aussichtslos geworden. Außerdem waren wir in Gefahr, in die Zange genommen und eingekesselt zu werden. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai gaben wir daher unsere Stellung auf und marschierten in Richtung Westen. Mein Kommandeur, der romantisch veranlagt war, stellte sich vor, dass wir feierlich und ehrenvoll kapitulieren würden. Seine Absicht war es, in die Gefangenschaft der westlichen Truppen zu geraten. Russische Gefangenschaft hätte für uns den Abtransport nach Russland bedeutet. Das aber wollten wir um jeden Preis vermeiden. Während unseres letzten Nachtmarsches hörten wir plötzlich russische Stimmen. Und die Stimmen kamen ständig näher. Als das Geflüster nur noch wenige Meter entfernt war, befürchteten wir, augenblicklich von den Russen eingekesselt und gefangen genommen zu werden. Glücklicherweise stellte sich aber heraus, dass wir bei unserem Rückzug auf deutsche Truppen gestoßen waren, die durch russische Hilfwillige unterstützt wurden. Deren Stimmen hatten wir gehört. Auch diese Soldaten wollten in den Westen.

Früh am Morgen überquerten wir den Kanal, und wir hatten ihn kaum hinter uns gelassen, da standen sie vor uns: Amerikaner. Es war eine Verbindungsgruppe, die Kontakt zu den Russen aufnehmen sollte. Neben den Amerikanern standen Polen und Russen, die uns entwaffnen wollten. Ich glaubte wie mein romantischer

Kommandeur fest daran, dass wir als Offiziere selbst in Gefangenschaft unsere Waffen würden behalten können. Da wir uns von unseren Pistolen nicht trennen wollten, trat ein amerikanischer Soldat vor und setzte seine Maschinenpistole auf meine Brust:

»Throw down the weapons!«, schrie er mich an. Ich aber drehte mich um. Mein Oberleutnant rief zu mir:

»Machen Sie keinen Mist! Der schießt Sie tot!«

Daraufhin zog ich meine Waffe aus dem Gurt, nahm das Schloss aus der Pistole und warf es in hohem Bogen in den Teich, neben dem wir standen. Die wertlos gewordene Pistole warf ich einem der Polen vor die Füße. Dieser wurde wütend und wollte mit der bloßen Faust auf mich einschlagen, aber der Amerikaner schritt ein und hielt ihn zurück. Als wir entwaffnet waren, wiesen uns die Amerikaner an, in »this direction« weiterzugehen.

Ohne Begleitung marschierten wir auf der Landstraße weiter Richtung Westen. Mittlerweile war es heller Tag geworden. Nach einiger Zeit kam ein Geländewagen auf uns zu. In ihm saßen drei englische Soldaten, unter ihnen ein Schotte, der seinen Kilt trug. Sie sprangen aus dem Wagen, riefen: »Hands up!«, merkten aber sogleich, dass wir schon ohne Waffen waren. Und wieder wurden wir angewiesen, in »this direction« weiterzugehen. Einer der Engländer sagte in gebrochenem Deutsch zu uns, wir sollten uns in der nächsten Ortschaft bei der Schule einfinden, unseren General würden wir dort ebenfalls wiederfinden.

Als wir wenig später den Schulhof betraten, kamen drei junge Arbeitsdienstler auf uns zu. Sie stellten sich vor mir auf und grüßten stramm mit dem Hitlergruß:

»Herr Leutnant, wir melden uns zurück.«

Ich antwortete: »Ihr könnt ruhig bequem stehen, der Krieg ist aus.« Wir grüßten nämlich mittlerweile wieder militärisch und hatten den Hitlergruß bereits abgeschafft.

»Wo kommt ihr denn her?«

»Vom Iwan.«

»Was? Ihr wart bei den Russen? Was haben die denn zu euch gesagt?«

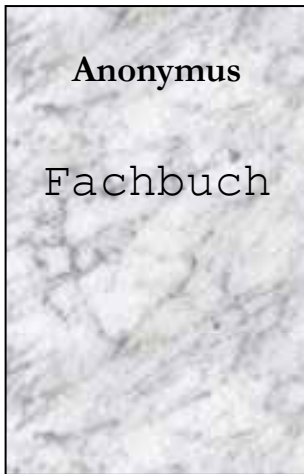
- »Geht doch dahin, wo eure Führer hingegangen sind.«
»Und was haben sie mit euch gemacht?«
»Sie haben uns die Schuhe ausgezogen.«

Wenig später wurden wir auf eine Wiese ausgelagert, die von amerikanischen Soldaten bewacht wurde. Das Gefangenenlager war von einem Zaun mit hohen Türmen umgeben. Die Verpflegung war in den ersten Tagen der Gefangenschaft noch sehr gut, der Hunger sollte erst noch kommen.

Unser Lager befand sich südlich von Schwerin, also nicht allzu weit von Lübeck entfernt. Natürlich hatten wir sofort Fluchtpläne. Tagsüber sahen wir uns im Lager um, an welcher Stelle wir nachts würden fliehen können. Das Lager grenzte an einer Seite an einen Knick. Vielleicht bot sich hier eine Möglichkeit, das Lager unbenutzt zu verlassen. Wir beobachteten die Stelle einige Tage. Während unser Fluchtplan zu reifen begann, wurden wir eines Nachts Zeuge, wie die Amerikaner blindlings mit schwerem Gerät genau in jenen Abschnitt des Knicks hinein feuerten, den wir uns für unsere Flucht ausgesucht hatten. Entmutigt gab ich meine Fluchtpläne auf und versuchte, meine Kameraden ebenso zur Aufgabe zu bewegen. Ich würde auf jeden Fall bleiben, irgendwann müssten wir ja auch entlassen werden. Es ergäbe keinen Sinn, unser Leben in den letzten Tagen des Krieges bei der Flucht zu riskieren. Meine Kameraden schlossen sich meiner Meinung an. Uns blieb also nichts anderes übrig, als abzuwarten, an wen die Amerikaner uns ausliefern würden: an die Engländer im Westen oder die Russen im Osten. Aber schon wenige Tage später bekamen wir Gewissheit. Wir sollten an die Engländer ausgeliefert werden.

Wir wurden in Viehwaggons gesteckt und mit der Eisenbahn abtransportiert. Von Mecklenburg sollte die Reise über Lübeck nach Neustadt in Holstein gehen. Ich spähte aus dem Viehwagen heraus, um zu sehen, wann wir Lübeck erreichen würden. Im Waggon hatte ich Zeit, einen Brief an meine Eltern zu schreiben.

Beispiel: Fachbuch



zum Thema Kfz-
Sachverständigenwesen
192 Seiten, gebunden,
18 Abbildungen

Ein Unternehmer aus Nordrhein-Westfalen hat ein Fachbuch in Auftrag gegeben, das für angehende Kraftfahrzeug-Sachverständige erste Orientierung in technischen und rechtlichen Fragen bieten soll.

»Der Buchschreiber« tritt als Ghostwriter in den Hintergrund, daher wird der Autor hier nicht genannt. Das Buch wurde anhand von Skripten, Vortragsfolien und Sekundärliteratur aufgebaut.

Auftraggeber des Kfz-Sachverständigen

Wer bezahlt?

Die Auftraggeber eines Kfz-Sachverständigen-Gutachtens können aus unterschiedlichen Bereichen kommen. Im Allgemeinen erhält der Sachverständige seine Aufträge von

- Gerichten,
- Behörden,
- Versicherungen,
- und Privatpersonen.

Auch wenn es für die Arbeit des Kfz-Sachverständigen zunächst unerheblich ist, wer ihn beauftragt, so ist es im Hinblick auf das Honorar keineswegs gleichgültig, von wem er seinen Auftrag erhalten hat. Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen

öffentlichen Auftraggebern

und privaten Auftraggebern.

Unterschiedliche Abrechnungsverfahren

Bei der Abrechnung mit öffentlichen Auftraggebern (beispielsweise Gerichte und Behörden) werden in den meisten Fällen feste Honorarsätze zugrunde gelegt, die im »Gesetz über die Entschädigung von Zeugen und Sachverständigen (ZSEG)« festgeschrieben sind (siehe Seiten 43 und 135). Mit privaten Auftraggebern (zum Beispiel Versicherungen, Einzelpersonen) wird meistens vor der Auftragsvergabe eine Honorarvereinbarung getroffen. Dann bemisst sich die Vergütung für den Kfz-Sachverständigen entweder nach dem Wert des zu begutachtenden Fahrzeugs, der Schadenshöhe oder nach dem Aufwand der Begutachtung (dann wird nach Stun-

densatz abgerechnet). Oft wird auch ein Pauschalhonorar vereinbart.

Stellungnahme vor Gericht

Außerdem muss der Sachverständige damit rechnen, dass er bei einem öffentlichen Auftraggeber auch öffentlich zu seinem Gutachten Stellung nehmen muss¹. Das kann bedeuten, dass der Sachverständige zum Beispiel im Rahmen eines Gerichtsprozesses bei der Verhandlung erscheinen und die Grundlagen seiner Berechnung sowie die daraus folgenden Ergebnisse seines Gutachtens erläutern muss. Das wird von Gerichten oft gewünscht, wenn ein Unfallhergang zu rekonstruieren ist.

Die Auftragsvoraussetzungen müssen stimmen

Sicherlich möchten Sie als Sachverständiger kein Gutachten erstellen, wenn die Honorarfrage nicht geklärt ist. Aber es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Fragen, die vor Beginn der Arbeiten zu klären sind.

Wer ist der Auftraggeber?

Zunächst ist zu klären, wer genau das Gutachten in Auftrag geben möchte. Handelt es sich um einen öffentlichen Auftraggeber, gelten hinsichtlich der Honorarberechnung und möglicher öffentlicher Stellungnahmen andere Voraussetzungen als bei privaten Auftraggebern (siehe oben). Grundsätzlich kann empfohlen werden, mit privaten Auftraggebern die Höhe der Vergütung zu klären, bevor der Sachverständige seine Arbeit aufnimmt. So lassen sich spätere Diskussionen vermeiden. Bei umfangreichen Privataufträgen liegt es im Verhandlungsgeschick des Sachverständigen, mit dem Auftraggeber eine An-

¹ Das 2. Schadensrechtsänderungsgesetz vom 1. August 2002 sieht im neu geschaffenen § 839a BGB einen gesonderten Haftungstatbestand für den gerichtlichen Sachverständigen vor. Ein gerichtlich ernannter Sachverständiger, der »vorsätzlich oder grob fahrlässig ein unrichtiges Gutachten« erstellt, ist zum Schadensersatz verpflichtet. Das gilt vor allem, wenn das Gericht auf der Grundlage des Gutachtens ein falsches Urteil fällt und einem der Verfahrensparteien dadurch ein Schaden entsteht.

zahlung (zum Beispiel in Höhe von 30 bis 50 Prozent des erwarteten Honorarumfangs) zu vereinbaren.

Was will der Auftraggeber?

Damit das Gutachten des Sachverständigen nicht »in die falsche Richtung rennt«, ist vor Arbeitsbeginn zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer genau zu klären, für welchen Zweck das Gutachten erstellt werden soll. Die Zielrichtung (handelt es sich beispielsweise um ein Gutachten zur Wertbestimmung oder zur Berechnung der Schadenshöhe?) muss deutlich und präzise formuliert sein. Dafür kommt eigentlich nur die Schriftform in Frage. Sie gibt dem Auftraggeber wie dem Auftragnehmer die notwendige Sicherheit und Arbeitsgrundlage für das Gutachten. Auch sollte der Sachverständige nicht darauf vertrauen, dass sein Kunde ihm den Auftrag »mundgerecht« formuliert. Es gehört zur Dienstleistung des Sachverständigen, unklare Auftragsformulierungen gemeinsam mit dem Auftraggeber zu präzisieren.

**Wer nicht weiß, was er will,
dem ist nichts recht zu machen.**

Gelingt es nicht, eine klare Auftragsgrundlage zu formulieren, sollte der Sachverständige im Zweifelsfall den Auftrag ablehnen. Sonst ist der Ärger mit dem Kunden bei der Vorlage des Gutachtens vorprogrammiert.

Eine klare Zielstellung bietet dem Sachverständigen weitere Vorteile. Er kann sich auf die wesentlichen Punkte der Fragestellung konzentrieren und verliert sich nicht in der Betrachtung von »Nebenkriegs-Schauplätzen«. Diese mögen interessant sein, kosten den Sachverständigen jedoch nur unnötig Zeit und damit Geld. Ein zielgerichtetes Vorgehen liefert mit

dem sich daraus ergebenden Arbeitsleitfaden oft auch schon die Gliederungspunkte des Gutachtens.

Außerdem kann der Sachverständige umso fundierter und nachvollziehbarer arbeiten, je genauer er den Zweck des Gutachtens kennt.

**Eine schwammige Auftragsformulierung
wird in vielen Fällen zu einer
schwammigen Gutachteraussage führen.**

Wie stelle ich den benötigten Sachverstand sicher?

Der Kfz-Sachverständige sollte vor jedem Auftrag prüfen, ob die zur sachgerechten Erstellung des Gutachtens notwendigen Fachkenntnisse bei ihm vorhanden sind. In der Regel wird er diese Frage bejahen, wenn es zum Beispiel um die Wertermittlung eines Oldtimers oder die Berechnung eines Unfallschadens geht.

Soll beispielsweise ein Unfallhergang rekonstruiert werden, kann es notwendig sein, zusätzlich Experten für Werkstoffkunde einzuschalten, wenn vielleicht Material-

Beispiel: Tatsachenbericht



Wolfgang Ufer
»Der Wirtschafts-Profiler«
ISBN 978-3-937617-02-2
175 Seiten, gebunden,
22 Abbildungen

Das Werk entstand auf der Grundlage von Gesprächen, die auf Tonband mitgeschnitten wurden.

Er war Weltmeister im Thaiboxen und hat Schwarzenegger bewacht. Wolfgang Ufer weiß, wie er die Forderungen seiner geprellten Kunden durchsetzt. Er hat das »Wirtschafts-Profiling« entwickelt, eine Methode, mit der er jeden abgetauchten Betrüger findet und mit überzeugenden Argumenten zur Rückzahlung bewegt.

Der Autor hat Unglaubliches erlebt, das er mit Sachkunde und Humor schildert. Eine hilfreiche und amüsante Lektüre für Betrogene und solche, die es nicht werden wollen.

Wie fängt man an?

Jeder Mensch hinterlässt Spuren, wenn er verschwindet. Das gilt selbstverständlich auch für Wirtschaftsverbrecher. Der Ausgangspunkt jeder Überlegung ist die Feststellung: Der Täter muss irgendwo zu finden sein. In aller Regel stößt man zunächst auf ein geschlossenes Büro, der flüchtige Mieter ist seit Monaten mit der Zahlung im Rückstand und die Telefone werden gerade ausgebaut. In dieser oder einer ähnlichen Situation beginnt die Recherche.

Wenn der Betrüger auch verschwunden ist, sein Freundeskreis kann sich nicht aufgelöst haben. Also sucht man zunächst im Umfeld des Verschwundenen, im Sportverein oder in der Stammkneipe. Man gibt sich als besorgter Freund aus, fragt, wo er geblieben sein könne, man habe ihn schon seit Tagen nicht mehr gesehen. Da unglaublich viele Menschen ein ausgeprägtes Mitteilungsbedürfnis haben, ist es nicht schwer, sich aus einfachen Gesprächen ein brauchbares Bild vom Gesuchten zu machen. War er immer in Begleitung seiner Freundin unterwegs, wird er sie mit auf die Flucht nehmen. Hat er sich nie für seine Kinder interessiert, wird er anderen Menschen gegenüber gleichgültig, vielleicht sogar skrupellos sein.

Ich hatte gerade die ersten Informationen über einen Betrüger erhalten. Nun wollte ich diesen Warenterminhändler persönlich kennen lernen. Um mehrere Millionen Mark hatte er seine Anleger betrogen. Ich hatte herausbekommen, dass er noch nicht geflüchtet war und ich ihn in seinem Büro in Düsseldorf antreffen würde. Daher band ich mir meine Krawatte um, zog meinen Anzug an und fuhr zu ihm. Ich wollte mich als Anleger ausgeben.

Seine Ohrfeige saß!

Kaum hatte ich sein Büro betreten, gingen hinter mir alle Türen zu. Mehrere Frauen in Stöckelschuhen und Männer in edlen Anzügen standen um mich herum.

»Ach, der Herr Ufer von der FLU!«

Der Ganove kannte mich. Und vielleicht hatte er mein Kommen erwartet. »Darf ich Ihnen meine Anwälte vorstellen?«

Der Kerl hatte Oberwasser und ich stand da wie begossen. Er kostete seinen Sieg aus:

»Pass mal auf, du kleines Arschloch.« Er kaute jedes Wort ganz genüsslich. »Wenn ich dich noch einmal seh, dann wirst du richtig von mir abgeschwartet.«

Er gab mir eine Kostprobe seiner Kunst: Seine Ohrfeige saß! Für die Umstehenden war das ein Anlass zur Erheiterung und eine willkommene Abwechslung. Es wäre nicht klug von mir gewesen, auf diesem Terrain mit gleichen Mitteln zu antworten. Ich musste mich beherrschen. Seine Gäste würden sicherlich übereinstimmend aussagen, dass ich ihn zuerst angegriffen hätte. Ich hätte nicht nur mir Schaden zugefügt, sondern auch meinem Auftraggeber.

Ein Faustschlag soll schmerzen, aber eine Ohrfeige soll demütigen. Mir waren schon häufiger Schläge angeboten worden, diese Ohrfeige würde mich deshalb nicht gleich demoralisieren. Aber ich schwor mir: »Wir sehen uns bald wieder.«

Als ich sein Büro verließ, kochte ich. Ich rief meine Sekretärin an, es war Freitagnachmittag:

»Wochenende, Urlaub, alles ist gestrichen! Ich will die ganze Mannschaft im Büro sehen. Sofort!«

Wir bekamen heraus, dass unser Warenterminhändler kurz nach meinem Auftritt nach Cala Rajada in Spanien abgeflogen war. Ich nahm den nächsten Flug. Meine Sekretärin hatte mir ein Zimmer im gleichen Hotel gebucht, in dem er abgestiegen war – ein luxuri-

öses Tennishotel mit einer gepflegten Gartenanlage und einem großen Pool.

Er saß am Rand des Swimmingpools und ließ seine Beine ins Wasser baumeln. Es war Abend geworden, als ich ihn dort sitzen sah. Offensichtlich war er mit sich im Reinen. Ich ließ mich unauffällig am Beckenrand ins Wasser gleiten, tauchte auf ihn zu und kam direkt zwischen seinen Beinen wieder nach oben.

»Jetzt sind wir ganz alleine«, sagte ich zu ihm. Und in aller Ruhe schlug ich ihm vor:

»Hau noch mal!«

Er gab sich keine Mühe, seinen Schock zu verbergen. Er war völlig aufgelöst, blickte wirr um sich und musste feststellen, dass er allein war – ganz allein mit mir.

»Mich wirst du nicht mehr los«, fuhr ich fort und lächelte ihn an. »Nie mehr. Da mach' ich mir jetzt einen Sport draus.«

Eine Woche später hatte mein Auftraggeber sein gesamtes Geld wieder zurück.

Mit Sicherheit war mein Mandant leichtsinnig gewesen, als er sein Geld, das er geerbt hatte, dem Warenterminhändler anvertraut hatte. Mein Kunde war schwer krank und konnte sich nur an Krücken fortbewegen. Das Geld – es ging nur um 80.000 Mark – war ein Teil seiner Altersversorgung.

Bei diesem Betrüger genügte eine einzige Begegnung, um ihn vom Sockel der Selbstsicherheit herunterzustoßen. Aber das war längst nicht immer der Fall. Viele Wirtschaftsbetrüger haben keinerlei Unrechtsbewusstsein. Sie glauben, ihr Weg, zu Geld zu kommen, ist der richtige.

Insbesondere der Deutsche handelt oft nach dem Motto: »Was ich schwarz auf weiß besitze, kann ich getrost nach Hause tragen.« Um diesen Glauben zu festigen, wird kräftig nachgeholfen – und zwar mit Dokumenten, an denen auf den ersten Blick kein Zweifel möglich ist.

Einer meiner Mandanten hatte bei einem Warentermingeschäft viel Geld verloren. Das war ihm nicht nur einmal, sondern mehrfach passiert. Immer wieder brachte seine Geldanlage nicht den erhofften und versprochenen Gewinn, sondern die Verluste häuften sich. Alle Unterlagen, die er von seinem Warenterminhändler ausgehändigt bekam, schienen in Ordnung zu sein. Die Berichte, die er von den Warenterminbörsen erhielt, bestätigten die Verluste. Auch die kaufmännische Prüfung seiner Unterlagen lieferte uns keine Hinweise auf Ungereimtheiten. Hatte mein Auftraggeber einfach nur eine Pechsträhne?

So viel Pech war zu auffällig.

Aber so viel Pech war zu auffällig, um nur Zufall zu sein. Weil uns die Unterlagen nicht weiterhalfen, mussten wir auf einer anderen Ebene suchen. Wir haben uns mit unserem Mandanten zusammengesetzt und alles an Informationen zusammengetragen, was wir hatten. Ich sah mir die Börsenberichte an. Da die Warentermingeschäfte in den USA stattgefunden hatten, lagen nun die Berichte verschiedener Börsen aus unterschiedlichen Städten der Vereinigten Staaten vor uns. Die Notierungen wiesen die offiziellen Verluste aus.

Aber dann fiel mir auf, dass alle Börsen, obwohl sie mehrere hundert Kilometer voneinander entfernt lagen, ein und das gleiche Papier verwendeten. Mit dem ersten konkreten Verdacht, den wir in diesem Fall hatten, ging ich zu einer Druckerei. Dort bestätigte man mir tatsächlich, dass das verwendete Papier identisch sei. Jetzt war klar: Es musste eine Quelle geben, aus der die unterschiedlichen Börsenberichte stammten.

Unsere Nachforschungen ergaben, dass alle Warentermingeschäfte über einen einzigen Broker gelaufen waren. Die »Anglo-American Investor Services Corp.« hatte ihren Sitz in New York, Charles Robinson hieß der »Senior Vice President«. Das war der Mann, von dem ich mir nähere Auskünfte erwartete. Also fuhr ich hin.

8. Regel: Machbares machen

Wer als Wirtschaftsfahnder seinem Mandanten zum Erfolg verhelfen will, darf nicht nur ermitteln. Er muss persönlich (!) an allen Orten gewesen sein und mit allen Leuten gesprochen haben, zu denen Hinweise führen.

Ich hatte keine Ahnung, wonach ich fragen sollte.

Um Vertrautheit mit meinem Ansprechpartner vorzutäuschen, zog ich mich betont leger an. Die Krawatte ließ ich weg. Ein Jackett musste genügen, denn schließlich waren Mister Robinson und ich seit langem Geschäftspartner. Zumindest tat ich so und stellte mich entsprechend bei den Sekretärinnen des Brokers vor:

»Hallo, hier bin ich. Wie geht's denn so?«

Da ich keine Ahnung hatte, wonach ich fragen oder suchen sollte, konnte ich nur Belanglosigkeiten austauschen.

»Wir müssen mal wieder was tun«, fuhr ich fort. »Ich muss mich mal wieder bewegen.«

Ich habe einfach irgend etwas gesagt, nur um eine Reaktion zu bekommen. Ich durfte keinen Namen nennen und den Grund meines Besuches schon gar nicht, denn dann wären sofort alle Türen zugegangen. Durch meine plumpen Vertraulichkeiten wollte ich an den Sekretärinnen vorbeikommen.

Tigerköpfe, Löwenköpfe, Zebraköpfe

Das gelang. Man führte mich in ein Zimmer, das mir durch seine Ausstattung verriet, dass ich mich nun im »Allerheiligsten« befand: Der Raum war über und über angefüllt mit Jagdtrophäen. Tigerköpfe, Löwenköpfe, Zebraköpfe – es war jene Art Raum, in denen mindestens sechsstellige Geschäfte besiegelt werden.

Kurze Zeit später betrat Mister Robinson das Zimmer. Er begrüßte mich in ausgezeichnetem Deutsch.

»Wie viel?«, wollte er wissen. »Über welche Summe sprechen wir?«

»Drei Millionen«, antwortete ich ihm. »Drei Millionen Deutsche Mark.«

»Haben Sie Bargeld dabei?« Mister Robinson war ein Mann der klaren Sprache. Umwege mochte er sicher nicht.

»Wie viel brauchen Sie denn?«, tastete ich mich weiter vor.

»Wie immer, zehn Prozent.«

»Beim letzten Mal«, sagte ich und sah ihm in die Augen, »hatten wir ein Problem. Da stimmte etwas nicht, deshalb habe ich ein Problem bekommen!«

Ich wusste immer noch nicht, wonach ich suchte. Aber mein Gegenüber ließ sich dazu verleiten, mir Stück für Stück sein Geschäftsmodell zu erklären. Ich stellte unkonkrete Fragen und Mister Robinson versuchte, mich von einer dauerhaften Geschäftsbeziehung mit ihm zu überzeugen. Als ich sein Büro verließ, wusste ich, was ich hatte wissen wollen. Bei Mister Robinson konnte man Geld verschwinden lassen! Das funktionierte folgendermaßen:

Beispiel: Kurzgeschichten



Oskar Schrod

»Blaubeeren und Rehfüßchen«

ISBN 978-3-937617-10-7

120 Seiten, Taschenbuch,

Großdruck

Grundlage dieses Buches war ein Manuskript, das uns der Autor zur Überarbeitung anvertraut hat.

*»Fürs Überleben bin ich weit gerannt.
Nun wird es still um mein Pommernland.«*

Damit es nicht ganz still wird um seine Heimat, hat Oskar Schrod kurze Geschichten und Gedichte über Pommern verfasst. Sie erzählen vom einfachen, mit den Jahreszeiten eng verbundenen Leben in einer ursprünglichen Landschaft.

Heiteres und Nachdenkliches fügt der Autor zu einem Stimmungsbild zusammen, das den Leser bezaubert und in ihm die Sehnsucht weckt nach Zeiten und Orten, die man nur zu gerne wieder besuchen möchte.

Ein Abschied ohne Tränen

Mit den Erinnerungen meines Abschieds vor 46 Jahren machte ich mich im Mai auf die Reise, um mein Heimatdorf Ballenberg noch einmal zu sehen.

Viele Jahre habe ich gewartet und nie die Hoffnung aufgegeben, doch noch diesen Tag zu erleben. Die vorausgegangenen Ereignisse in Polen und der DDR hatten es möglich gemacht, dass sich nun mein Wunsch erfüllen konnte. Mit dem PKW ging die Fahrt nach Österreich, ÇSFR nach Polen.

Nicht direkt führte die Reise nach Pommern. Noch eine Woche war ich Gast einer Krefelder Jagdgesellschaft in der wohl schönsten Gegend Polens und wohnte bei einer polnischen Familie. Täglich im Morgengrauen fuhren wir in die Berge, wanderten durch Wälder und Wiesen und angeten in den Flüssen San und Weichsel auf Forellen, Saiblinge und Ränken. Die Gastfreundschaft dieser polnischen Familie machte mir den Abschied schwer. Geschenke wurden ausgetauscht, mein Beitrag kam aus der mitgeführten Hausapotheke.

Sieben schöne Tage gingen zu Ende. Wir verabschiedeten uns herzlich von unserer Dolmetscherin. Freundlich und mit viel Geduld hatte sie uns begleitet, Behördengänge erledigt, die Millionen-Zloty-Kasse verwaltet und für unser Wohlergehen gesorgt. Auch wenn die Menschen hier noch so freundlich waren, wir mussten weiter, es wa-

ren ja noch acht Tage Urlaub im hohen Norden von Polen vorgesehen.

Nach einer Übernachtung in Lodsch bei einer polnischen Familie, deren Sorge und Hoffnung die Ausreise in ein westliches Land waren, fuhren wir weiter nach Warschau. Mit fünf Stunden Aufenthalt und Aufnahme eines neuen Dolmetschers, der uns noch die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigte, ging die Reise weiter nach Augustow, eine kleine Stadt an der Grenze zu Russland und Ostpreußen.

Hier wehte mir nun zum ersten Mal der warme Wind der Kiefernwälder entgegen. Diesen Duft kannte ich noch aus meiner pommerschen Heimat. Unser Dolmetscher begleitete uns drei Tage. Viele Polen sprachen deutsch und begleiteten uns nun auf Fahrten durch die Ostpreußische Seenplatte. Unverkennbar standen hier noch die alten deutschen Häuser aus Klinkersteinen mit ihren spitzen Dächern, die Fundamente mit großen Bruchsteinen gemauert. So werden sie noch viele Generationen Polen überleben.

Schöne alte Häuser mit Reetdächern fanden unsere Bewunderung und ein in Bruchsteinen gemauerter Bauernhof stand am Straßenrand wie eine feste Burg. Viele neu erbaute Häuser und Blockhütten standen leer, ihre Besitzer, ehemalige Regierungsbeamte aus Warschau, fanden nicht mehr den Mut, darin zu wohnen.

Eine schöne Woche ging zu Ende, ungerne verließ ich mein schön ausgeschmücktes Zimmer. Wir nahmen Abschied von Augustow. Den Zweck meiner Reise hatte ich

fast vergessen. Mit Geschenken beladen brachen wir im Morgengrauen auf, durchfuhren Ostpreußen in Richtung Elbing, überquerten die Weichsel und überfuhren bei Schneidemühl die pommersche Grenze. Mein Herz schlug nun schneller, am liebsten hätte ich einen lauten Schrei losgelassen. Eine Überraschung folgte der anderen. Die ersten Straßenschilder nach Köslin und Kolberg zeigten uns den Weg, langsamer wurde nun unsere Fahrt. Der Pommersche Höhenrücken mit den schönsten blauen Seen zeigte sich in einer Pracht, wie ich mein Pommern als Junge noch nicht gekannt hatte. Wie schön waren doch die Wälder, wenn auch der alte Baumbestand fehlte.

Je näher wir nach Belgard kamen, desto mehr wuchs meine Begeisterung über dieses Kleinod Pommern. Der Fahrer hatte alle Not, sich nicht von meiner Begeisterung anstecken zu lassen. Eifrig suchte ich nun die Abfahrt Belgard zu finden, um dann nach Woldisch-Tychow zu kommen. Doch mit den polnischen Ortsnamen hatte ich meine Schwierigkeiten und wir landeten in Groß Tychow. Ein neuer Anlauf wurde gemacht und plötzlich waren wir in Ristow. Jetzt brauchten wir nur noch die Straße nach Bad Polzin zu erwischen. Nun überfuhren wir die Persante bei Woldisch-Tychow und ich erkannte sofort die Wiesen im Persantegrund, auf der Anhöhe die Kirche des Ortes, in der ich 1940 von Pastor Bidder konfirmiert wurde.

Von acht Stunden Fahrt und vor Begeisterung hörte ich mein Herz schlagen. Die letzten drei Kilometer lagen vor mir. Auf halbem Wege passierten wir die Abfahrt nach

Bergen, aber die Sicht zum Dorf war von Bäumen behindert, alles war so dicht zugewachsen. Meine Augen suchten nun den Friedhof am Waldesrand vorm Dorf, aber nur noch die kleine Leichenhalle lugte aus dem Gebüsch hervor. Im Schrittempo durchfuhren wir nun Ballenberg. Das Kopfsteinpflaster war noch dasselbe geblieben, einige Häuser fehlten und die Lücken waren zugewachsen.

Ich hatte noch nicht den Mut gefunden, vor meinem Elternhaus anzuhalten, und so durchfuhren wir Ballenberg in Richtung Groß-Ramin. An der Muglitzbrücke wendeten wir und fuhren zurück ins Dorf. Fünf Minuten mögen wir vorm Haus gestanden haben, als der jetzige Besitzer erschien und uns freundlich bat, den Wagen auf den Hof zu fahren und ins Haus zu kommen.

Bis hier vor die Haustüre war noch alles gut gegangen. Doch als ich den Fuß auf die Schwelle setzen wollte, versagten mir die Füße den Dienst und still rollten die ersten Tränen. Stumm verging eine Minute, dann hatte ich mich wieder unter Kontrolle und betrat durch den Hausflur die Küche.

Mein erster Blick ging zum alten Kachelherd, im Jahre 1935 erbaut. Hierauf hatte meine Mutter das Essen für ihre zwölf Kinder gekocht und oft vor leeren Töpfen gestanden. Heute nun kochte die Hausfrau für uns Kaffee und ließ das Wasser vor Aufregung gleich zweimal überkochen.

Lange wollte ich nicht bleiben. In Kolberg war schon ein Zimmer bestellt, doch ich hatte die Gastfreundschaft dieser polnischen Familie unterschätzt. Ich sollte wenigstens

eine Nacht in meinem Jugendzimmer schlafen, das ich mir immer mit meinen beiden Brüdern teilen musste. So blieb ich eine Nacht hier und erlebte nach 46 Jahren einen Pommerschen Sternenhimmel im schönsten Schmuck. Bis in die Morgenstunden tauschten wir Erfahrungen über den Anbau von Feldfrüchten, Korn und Kartoffeln aus. Jugendträume wurden wach, als ich zur nächtlichen Stunde einen Spaziergang durchs Dorf machte.

Am kommenden Morgen zeigte mir der Hausherr die Stallungen, Hof und Scheune. Alles war noch so vorhanden, wie ich es in Erinnerung hatte. Im Kuhstall flogen drei Schwalbenpaare ein und aus und fütterten ihre Jungen, es war, als wäre die Zeit stehen geblieben. Im Gemüsegarten stand noch einer von zehn Apfelbäumen, die ich zum zehnten Geburtstag von meinem Patenonkel bekommen hatte, im letzten Grün, als hätte er noch auf mein Kommen gewartet.

Eine Einladung, mit dem Traktor die Felder zu besichtigen, nahm ich dankbar an, doch bald schon stieg ich vom Traktor ab und ging zu Fuß über die Felder und durch Wälder. Die Wege waren ausgefahren und voller Schlaglöcher. Was war aus den schönen Feldwegen mit den Fuß- und Radwegen nach Zwirnitz, Strutzmin, Bolkow, Zarnafanz und Gaskow geworden. Wege endeten mitten in der Feldmark. Raine waren durch Zusammenlegung der Felder verschwunden. Kleine Teiche, worin ich als Junge so gerne gebadet und geangelt hatte, waren mit Buschwerk zugewachsen und ihre Ufer nicht mehr begehbar.

Es war mir nicht möglich, den Dohmgohrenberg zu durchstreifen, vertrocknete, umgefallene Bäume versperrten Wildpfade und vertraute Wege. Mit zwölf Jahren hatte ich noch mitgeholfen, diesen Berg zu bepflanzen, und heute ist ein Urwald daraus geworden. Lagerstätten und Spuren zeigten einen großen Wildbestand an, sogar in Gartennähe sprangen Rehe auf. Wilder Knoblauch wuchs noch wie früher an den Wegesrändern, wovon ich gleich ein paar in die Tasche steckte, um sie in meinem Garten in Köln anzupflanzen.

Unser schönes Schloss und vier weitere Häuser waren dem Erdboden gleichgemacht, Buschwerk versperrte jeden Zugang zu den Stätten. Die Kastanienbäume an der Dorfstraße waren noch größer geworden, doch die Bänke, die früher unter ihnen standen, worauf sich die älteren Dorfbewohner nach Feierabend und an den Sonntag-nachmittagen ausruhten, waren nicht mehr. Ich fand aber um jedes Haus einen Zaun, dahinter oft bis zu drei bissige Hunde.

Ich suchte vieles vergebens. Mein Ballenberg hatte sich verändert. Schön war noch die Ahornallee nach Groß Ramin. In ihren Kronen flogen zur Herbstzeit immer große Schwärme von Buchfinken, um sich an den Samen ein Fettpolster für den Winter zu schaffen. Alles kam mir so klein und niedrig vor, unser Haus, die Zimmer, die Berge um Ballenberg hatte ich viel höher in Erinnerung, die Wege zu den Nachbardörfern viel weiter und die Teiche größer. Die Enttäuschungen erleichterten mir den Ab-

schied aus meiner so geliebten Heimat. Es war nicht mehr mein Ballenberg.

Mit ein paar Scherben aus der Steinzeit, Blaubeersträuchern vom Dohmgohrenberg, einer Tasche voll Heimatboden trat ich die Heimreise nach Köln an. Ich verabschiedete mich von den neuen Besitzern, wünschte ihnen viel Glück und fuhr, ohne eine Träne zu vergießen, wieder Richtung Rheinland.

Jetzt erst habe ich meinen Heimatort endgültig verloren. Träume, die mich 46 Jahre begleiteten, sind erloschen.

Nun endlich habe ich meine innere Ruhe gefunden.

Beispiel: Ratgeber



Horst H. Holke

»Mit Disziplin zum Roulette-Erfolg«

ISBN 978-3-937617-07-7

90 Seiten, gebunden

Der Ratgeber entstand auf der Grundlage eines Grobmanuskriptes und wurde durch Sekundärliteratur und eigene Recherchen vervollständigt.

Der Autor hat sich das Pseudonym Horst H. Holke zugelegt.

Roulette zählt zweifellos zu den faszinierendsten Glücksspielen. Die Gefahr, dem Roulettespiel zu verfallen, ist allerdings entsprechend hoch.

Horst H. Holke verzichtet bewusst auf komplizierte Systeme. Der Autor beschreibt, wie seine »Methode mit Disziplin« erfolgreich angewendet werden kann – im realen Casino ebenso wie beim Online-Roulette.

Mit seiner Methode hat der Autor viele zehntausend Euro gewonnen – und behalten!

Faszination Roulette

Die Vorstellung, mit Gewinnspielen an das »große Geld« zu kommen, fasziniert die Menschen schon von jeher. Ob beim Poker, Pferderennen, Lotto, Black Jack oder Roulette – selbst in wirtschaftlich schlechten Zeiten würfeln, tippen und »zocken« die Spieler um die Wette. Das Geschäft rund um das Geld boomt.

Werbeslogans wie »88 Millionen Euro warten auf glückliche Gewinner«, »Helfen Sie Ihrem Glück auf die Sprünge: 94% Gewinnchance« oder »Glück ist machbar!« sorgen dafür, dass die Anzahl der Spieler steigt. Auch im Internet kann man neuerdings »per Klick zum großen Glück« kommen, und beim Online-Lotto oder Internet-Roulette angeblich zum Millionär werden. Nicht verwunderlich ist es daher, dass nahezu 80 Prozent der deutschen Bürger an Gewinnspielen aller Art teilnehmen und ihr Glück versuchen.

Nur 5 Prozent dieser vielen Glücksspieler zählen zu den Rouletteanhängern, obwohl die jährlichen Spieltischauflagen in den deutschen Casinos beinahe dreimal höher liegen, als der jährliche Spieleinsatz für alle anderen Glücksspiele – außer Lotto – zusammen.

Auch die mittlere Auszahlungsquote beim Roulette liegt an der Spitze aller Gewinnspiele. Während beispielsweise beim Lotto nur 50 Prozent aller Einsätze als Gewinn ausgeschüttet werden, liegt die durchschnittliche Auszahlungsquote beim Roulette bei knappen 99 Prozent für Einfache Chancen und bei guten 97 Prozent für die höheren Chancen.

Nicht nur die hohe Auszahlungsquote macht das Roulettespielen zu einem der faszinierendsten Gewinnspiele weltweit. Die sofortige Gewinnauszahlung nach einem Treffer, die Beobachtungsmöglichkeit und die unmittelbare Präsenz bei dem Spielvorgang, die rasche Möglichkeit der Verlusttilgung oder Gewinnsteigerung, die hohe Anspannung der Spieler, als auch das exklusive Ambiente des

80 % der Deutschen beteiligen sich an Glücksspielen. 5 % davon spielen Roulette.

Casinos: Alle diese Eigenschaften machen Roulette zu einer Besonderheit.

Diese Faszination birgt jedoch gleichzeitig die Gefahr, dem Roulettespielen zu verfallen und in eine Abhängigkeit zu geraten. Der Anteil der Suchtspieler beim Roulette liegt immerhin bei fast einem Drittel aller Casinobesucher.

Dabei ist das Motiv nicht zwangsläufig der Wunsch nach Reichtum und Vermögen. Die Tilgung bereits erlittener Spielverluste oder persönlicher Schulden stellt ebenfalls eine Ursache der Sucht dar. Der sarkastische Spielerspruch, dass nur derjenige gewinnt, der nicht spielt, wird von diesen Spielern ignoriert.

Dieser Spruch deckt eine weitere Besonderheit des Roulettespielens auf. Viele Roulettespieler vermuten, dass es eine Strategie geben muss, mit der die Spielbank überlistet werden kann. Gibt es jenseits von Wahrscheinlichkeit und Spielglück so etwas wie die »Zähmung des Zufalls«?

Die gibt es, meinen viele Roulettebegeisterte. Es gibt Bücherregale voll von Roulette-Strategien, herausgegeben von selbsternannten »Rouletteforschern oder -wissenschaftlern«. Alle Veröffentlichungen erläutern Formeln und Berechnungen



*Blaise Pascal lieferte
mit seinen Berechnungen
die Grundlage für das Rou-
lette.*

unterschiedlicher Systeme, die dem Spieler eine Gewinnchance von 90 Prozent oder mehr versprechen.

Kein System, sondern eine Methode.

Im vorliegenden Buch wird auf komplizierte Systeme mit unverständlichen mathematischen Formeln bewusst verzichtet. Kein System, sondern eine »Methode mit Disziplin« soll hier vorgestellt werden, die mit einfachen Richtlinien und Prinzipien erfolgreich angewendet werden kann. Hierbei spielt beispielsweise

- die Aufenthaltsdauer im Casino,
- die Häufigkeit der Casinobesuche und
- der Geldeinsatz eine ebenso wichtige Rolle wie
- ausschließlich die Einfache Chance zu spielen und dabei
- nur auf Rot beziehungsweise Schwarz zu setzen.

Schon jetzt wird deutlich, dass die vorgestellte Methode für jedermann nachvollziehbar und anwendbar ist. Auch für diejenigen, die bisher noch nie ein Casino von innen gesehen haben.

Warum aber gibt jemand seine Methode preis, anstatt sein Geheimnis für sich zu wahren? Das ist eine gute Frage, die mir immer wieder gestellt wird und die ich Ihnen gerne beantworte: Es macht mir einfach Spaß, meine Ideen zu vermitteln, die ich im Laufe der Jahre erfolgreich umgesetzt und verfeinert habe. Wenn sich meine Methode weiterverbreitet, hat lediglich das Casino das Nachsehen.

Damit möchte ich keinesfalls behaupten, dass ein Roulette-Tisch für den Spieler eine Gelddruckmaschine ist. Ganz im Gegenteil: Ich möchte betonen, dass Verluste zum Spiel gehören. Dabei erinnere ich mich an meine Anfangsjahre, die nicht immer besonders erfolgreich waren.

Verluste gehören zum Spiel dazu.

Mit meiner hier vorgestellten Methode habe ich in der Zeit von Anfang 1994 bis Ende 2003 1.079 Chips per Saldo gewonnen. Vorweg möchte ich schon festhalten, dass vor allem Geduld und Disziplin bei der Anwendung meiner Methode notwendig sind.

Wenn Sie sich an die Richtlinien und Prinzipien halten, die im Folgenden aufgezeigt werden, können Sie auf Dauer ebenfalls mit Spaß am Spiel erfolgreich sein.

Leser, die sich zum ersten Mal mit dem Roulettespiel auseinandersetzen oder diejenigen, die ihre Kenntnisse auffrischen möchten, können sich ab Seite **Fehler! Textmarke nicht definiert.** über die Roulette-Spielregeln informieren. Auch das »Kleine Lexikon des Roulette« bietet einen guten Überblick über die wichtigsten Begriffe des Spiels.

Zunächst aber eine Zusammenfassung darüber, wer das Spiel mit der kleinen weißen Kugel erfunden hat und wie sich Roulette bis heute etablieren konnte.

Beispiel: Jugendbuch



Ann Redemann
»Kinderseelendiebe«
ISBN 978-3-937617-09-1
185 Seiten, Taschenbuch

Auf der Grundlage des Manuskriptes der Autorin wurde dieses Buch, das sich an Jugendliche und junge Erwachsene richtet, aufgebaut.

Ann Redemann lebt. Das ist nicht selbstverständlich. Denn sie wurde von den Eltern missbraucht, geschlagen, gedemütigt, verlassen, wäre fast einem Mordversuch erlegen und hat die »typische« Drogenkarriere einer verletzten Kinderseele hinter sich.

Ann Redemann lebt. Sie hat sich nicht aufgegeben. Sie hat gekämpft, für andere, für sich, für ihre Familie, für ihren Frieden.

Ann Redemann lebt. Auch weil sie ihr Buch geschrieben hat.

Leere Augen

Mit knapp zehn Mann brachen wir in Richtung Suppenküche auf. Es war ein Fußmarsch von etwa fünfzehn Minuten. Eine riesige Menschenmenge stand vor der Tür, Hunde bellten und Leute schrien. Hier war das ganze Elend der Stadt geballt. Ich sah so viele Menschen dort sitzen, deren Augen schon kein Leben mehr in sich trugen, sie schienen innen tot zu sein. Kein bisschen Liebe oder Freude, noch nicht einmal mehr Trauer – einfach leblos. Diese Menschen hatten sich aufgegeben. Sofort fiel mir meine Vision wieder ein, in der ich genauso aussah wie die hier und starb. Ich wollte wissen, wie lange sie schon so lebten und war sehr überrascht: Die meisten waren schon Jahre hier, aber es gab auch junge Männer, die erst wenige Monate so lebten und bereits aussahen, als hätten sie die Hölle durchschritten und ihre Seele als Wegzoll dort gelassen.

Würde ich auch so enden? Würde es mir in einem Jahr genauso ergehen? Ich schaute zu Charlie herüber und betrachtete ihn. Auch er war von dieser Art des Lebens gezeichnet. Es waren keine Lachfalten in seinem Gesicht, sondern schwere, dicke Sorgenfalten. Sein Vorteil war, dass er braun war, denn sonst hätte er wahrscheinlich auch so fertig und krank ausgesehen.

Selbst einige Hunde hatten keine gute Laune. Sie waren alle wohlgenährt und keinem schien es an Futter zu fehlen, doch hatten auch sie einen leeren Blick. Außer jene, die bellten und sich bissen: Sie spiegelten wohl die Wut und den Hass des Besitzers wider. Oder deren Unruhe.

Da es so voll war, mussten wir warten. Ich merkte, wie mich viele musterten. Sie schienen nicht zu begreifen, was ein junges Mädchen in ihren Kreisen machte, warum es nicht zu Hause wohnte und zur Schule ging. Ich ließ sie gucken. Ich hatte nichts zu verbergen.

Nach dem Essen gingen wir zurück zur Freitreppe. Ich hatte keine Lust mehr, zu schnorren. Stattdessen nahm ich eines der Biere, die wir gekauft hatten, setzte mich auf die Mauer der Freitreppe und beobachtete die Passanten, die vorbei eilten. Sie wirkten hektisch und gestresst. Und doch verrieten ihre Blicke, dass sie uns verachteten. Wir gehörten eben nicht zu ihnen, vielleicht, weil wir nicht wie sie den ganzen Tag arbeiteten, um uns abends völlig kaputt nach Hause zu schleppen.

Unser Zusammenhalt war so groß, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Jeder half jedem. Egoisten gab es hier nicht. Nur weil wir nicht schick gekleidet waren, waren wir keine schlechteren Menschen. Jeder kann toll aussehen in einem teuren Anzug, frisch rasiert und gestylt. Es ärgerte mich, dass viele die Menschen nur nach dem Äußeren beurteilten. Und das sagte ich ihnen auch. Immer wenn jemand fragte, was ich bei diesen Pennern zu suchen hatte, antwortete ich:

»Wissen Sie was von diesen Menschen? Sie sind nicht sauber, aber herzlich. Hier habe ich mehr Wärme bekommen als je zuvor, deshalb bin ich hier. Hier werde ich wie ein Mensch behandelt von Leuten, die mehr Charakter haben als mancher normal arbeitende Mensch.«

Ein paar wenige der Leute haben sich erbarmt und für uns eingekauft, zum Beispiel Brötchen und Fleischwurst. Das war für uns ein Fest. Auch logen wir die Leute nicht an. Wenn sie uns fragten, was wir mit dem Geld machten, sagten wir:

»Wir geben es für Essen und für Alkohol aus.«

Manchmal kam es dann auch vor, dass wir eine Runde Bier spendiert bekamen.

Ich wohnte nun schon eine Weile bei Charlie. Wir hatten einen neuen Mitbewohner: Helmut, ein älterer, pensionierter Marinesoldat. Er war ein Gelegenheitskiffer und Biertrinker. Er kam zu uns, weil er sonst keine Bleibe hatte. Auf meinen Wunsch hin hatte Charlie ihm erlaubt, bei uns zu wohnen. Immer wenn ich es geschafft hatte, an einem Tag etwas Gutes zu vollbringen, ließ ich es

mir abends auch gut gehen. Ich trank meine zwei oder drei Bier und rauchte hin und wieder einen Joint. Es machte mich nicht mehr so breit, dass ich in der Ecke lag. Wenn ich gekiff't hatte, konnte ich die anderen zum Lachen bringen, denn ich musste immer nur grinsen. Und Marco machte extra für mich seine lustigen Grimassen. Ich lachte so lange, bis ich davon Muskelkater bekam. Schaute ich in einen Spiegel, lachte ich über mich selber. Das waren Momente, von denen andere Menschen nichts ahnten. Die legten sich abends in ihr Bett, um am nächsten Morgen wieder arbeiten zu können.

Nie bereute ich meine Entscheidung, nach Dortmund gekommen zu sein. Dank dem lieben Gott, dass er mir Charlie brachte! Ich freute mich auf jeden neuen Tag, auf die Freitreppe und auf die Menschen, die heute wieder in Strömen an mir vorbei rauschen würden.

An diesem Tag sollte aber alles anders werden. Beim Schnorren kam ein Mädchen zu mir. Meine ersten Gedanken waren, dass sie ausgebüxt sei und wie eine Punkerin aussähe. Zuerst lief sie an mir vorbei die Treppe hinauf. Dort drehte sie sich um und kam noch einmal zurück. Ich fragte, ob ich ihr helfen könne.

»Ja, ich brauche ein wenig Shit und eine Bleibe.«

»Einen Moment, setz dich da mal hin. Ich checke mal eben was ab«, sagte ich und verschwand. Ich lief zu Charlie und fragte ihn, ob sie mit zu uns könne. Ich musste ein wenig betteln, aber er sagte dann ja. Auf meine Frage, wo sie Shit bekommen könne, sagte er nur:

»Schick sie zu mir, ich mach das mit ihr klar.«

Mit den guten Neuigkeiten lief ich zu ihr: »Du kommst nachher mit mir und den anderen. Komm, ich stell dich mal eben vor.«

Marco und Charlie watschelten mit Manu, so hieß sie, in Richtung Stadt los. Ich wusste, wo sie hingingen und auch, dass ich dort nie etwas bekäme. Sie gingen zu den Punks an der Kirche. In der Zeit, als sie weg waren, schnorrte ich weiter.

Beispiel: Erzählung



Pater Don Demidoff
»Der Dornenpriester«
ISBN 973-0-03816-3
496 Seiten, broschiert
zahlreiche Abbildungen

Das Buch wurde anhand von Gesprächen aufgebaut, die wir mit dem Autor, seinen Unterstützern und den Kindern in Rumänien geführt haben. Zahlreiche Dokumente ergänzen das umfangreiche Buch.

Die folgende Erzählung ist in einen Tatsachenbericht eingebettet.

Pater Don Demidoff hat die Bequemlichkeit der Kirchenamtsstube verlassen und ist nach Rumänien gegangen, um den Straßenkindern zu helfen. Er ist weit mehr als »nur« der Priester der Straßenkinder. Er hat eine ganze Stiftung aufgebaut mit Kinderheimen, Werkstätten, medizinischen und schulischen Einrichtungen. Er ist in dieser Funktion Gastronom, Manager, Pädagoge, Psychologe, Medienbeauftragter – und der »Vater« seiner über 50 Kinder, denen er – und nur er – Würde und Zukunft gibt.

**Es sind die Fantasten, die die Welt in Atem
halten, nicht die Erbsenzähler.**

Spruchwort

Sieben Abende – eine Fantasie

Viorel hat meinen Geburtstag mit viel Liebe vorbereitet. Er und die Kinder wollten ein großes Fest. Doch es kommt ganz anders. Mit einem Hochamt soll alles beginnen. Die Kinder haben wunderschöne Lieder geprobt. Ich trete in die Kapelle ein, Menschen Kopf an Kopf, und traue meinen Augen nicht. Viele, die mir in den vergangenen Jahren das Leben so unendlich schwer gemacht haben, mich mit Dornen und Dornen übersäten, sind gekommen. Denn wenn es etwas zu feiern gibt, nimmt man keine Rücksicht mehr auf Feindschaften.

Einige der Betonkommunisten behalten in der Kapelle demonstrativ ihre Hüte auf. Ich beginne mit den Messdienern das Stufengebet: *Adjutorium + nostrum in nomine Domini – unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.*

Die Worte bleiben mir im Hals stecken. Ich kann nicht weiter. Das erste Mal in meinem Leben breche ich eine Heilige Messe ab!

Ich gehe auf mein Zimmer und packe hastig einen kleinen Koffer. Panik erfasst mich. Ich will weg. Nur weg. Und ich will niemals wiederkommen.

Sabin fährt mich nach Bukarest. Auf dem Weg kommen mir weitere Gäste entgegen. Ich sage: *Fahr und halt bloß nicht an.* Ich kann die Menschen nicht mehr sehen. Ich bin am Ende. Mich beschleicht mein altes Stigma: *Flucht.*

Viorel ruft panisch Aneta, unsere Vertrauensanwältin, an. Er ahnt schon, dass ich zum Flughafen unterwegs bin. Aneta fängt mich dort ab. Pater, um Gottes willen, wo willst du hin?

Aneta, ich gestehe dir, ich weiß nicht, wohin. Wo soll ich schon hin? Keine Familie, keine Freunde, keine Heimat. Aber ich muss weg. Weg muss ich.

Aneta erkennt, dass es ernst ist. Ja, sagt sie, flieg irgendwo hin und erhole dich. Du hast es nötig und verdient.

Wo soll ich hinfliegen, Aneta?

Ganz einfach: Du nimmst die erste Maschine, egal wohin.

Das gefällt mir. Für mich gibt es keine Zufälle, sondern nur Vorsehung. Das Flugzeug geht nach Rom.

Noch von meinem Autounfall gezeichnet, lande ich mit zwei Krücken in Rom. Wie lange bin ich dort nicht gewesen? Rom, ewiges Rom, Stadt meiner Träume, meiner Fantasie, Stadt meiner Sehnsüchte. Aber auch Stadt meiner Sünden, damals, als mein Stammplatz im Café de Paris war. Ich nehme ein Taxi und sageforsch, dass ich ein gutes Hotel will.

Das Hotel ist ein wenig zu gut. Es hat fünf Sterne und liegt in einem vornehmen Quartier von Rom. Ich trete in die Empfangshalle, verweile, atme tief durch. Draußen Novemberwetter, aber hier empfängt mich ein prasselnder Kamin in der Hotelhalle.

An der Rezeption spricht man deutsch. Haben Sie reserviert, Monsignore?

Ich, der Straßenpriester, bin jetzt ein Monsignore, dem Niveau dieses Hotels wohl angemessen. Nein, ich habe, ja ich habe, ach wissen Sie... Und nun sprudelt mein ganzes Elend aus mir heraus. Ich muss endlich mit jemandem reden, reden, alles raus. Der Rezeptionschef ist wie ein Beichtvater. Er hat unglaublich viel Zeit. Ich bin zuhause, zuhause in der Welt der Luxushotels, in der ich in Frankfurt gearbeitet habe. Ich kann

den Dreck und Gestank und die ständigen Alkoholfahnen und Knoblauchdünste der Menschen und das Elend und das Leid meiner Wirkungsstätte in Rumänien abstreifen.

In der Badewanne relaxe ich. Wann hatte ich das letzte Mal eine Badewanne? Ich sortiere meine Gedanken und beginne zu realisieren, dass ich ja gar nicht das Geld habe, um ein solches Zimmer zu bezahlen. Eine Nacht, ja, aber dann? Was tun? Ich wähle am Telefon zögernd eine Nummer in Deutschland. Ich rufe meine gute Freundin Susanne an. Der Engel Susanne, der mir nach dem Autounfall das Leben gerettet hat.

Susanne?

Paterchen, bist du's? Mein Gott, wo steckst du, lebst du, ist dir wieder etwas zugestoßen? Sag, wo du bist.

Viorel hat auch sie alarmiert, denn er ist verzweifelt. Man darf nicht vergessen: Sollte ich nicht wiederkommen, ist Schluss in Cincu. Kinder und Mitarbeiter, alle auf der Straße.

Nein, Susanne es geht mir gut, saugut, ich bin im Eden in Rom.

Gott sei Dank, sagt sie, wir haben uns alle solche Sorgen gemacht. Ruh dich aus, um Gottes willen, ruh dich aus. Brauchst du Geld?

O Susanne, du bist ein wunderbarer Engel, ich habe eine Dummheit gemacht, und doch: Ich würde gerne ein paar Tage bleiben.

Morgen hast du eine telegrafische Überweisung. Ich umarme dich, sagt sie.

Wenn ich mich früher bei meiner Tätigkeit in den Luxushotels und seinen Edel-Restaurants oft nach einer Currywurst sehnte, sehne ich mich jetzt nach einem wunderschön gedeckten Tisch, nach einem Menü ohne Ende. Ich beginne zu begreifen, dass ich mich um nichts mehr kümmern muss, dass ich bedient werde. Darf ich jetzt auch einmal leben? Wenigstens für

einige Tage brauche mich um nichts zu kümmern. Ach, müsste ich doch nie wieder zurück. Zurück? Ich verbiete mir diesen Gedanken.

Der erste Abend

In den vornehmen Vierteln Roms haben die Villen Dachgärten. Ich fahre mit dem Lift hoch ins Restaurant, einem Wintergarten auf dem Dach. Ich bleibe stehen und glaube, in einer Fantasiewelt zu sein. Ein Märchen, ein Traum, alles unwirklich? Über den Dächern Roms zu speisen, vor mir die Kirchen – und vor allem die Peterskuppel, hell erleuchtet. Meine Krücken verbieten mir, auf die Knie zu gehen. Ich hätte das sonst fertiggebracht.

Ein Kellner, blendend aussehend, vornehm, fast aristokratisch, unterbricht meine Meditation: Monsignore, wo möchten Sie Platz nehmen?

Ich sage hier, hier, direkt vor der Peterskuppel.

Der Kellner schiebt mir einen Stuhl unter den Hintern, breitet eine überdimensionale Stoffserviette auf meiner schäbigen Soutane aus. Während ich mich niederlasse, verbeuge ich mich ehrfurchtsvoll – oder doch ein wenig ironisch? – vor der Kuppel des Petersdomes und sage halblaut: Guten Abend, Heiliger Vater. Ich bin es, der Ketzler und Rebell Pater Don Demidoff.

Natürlich hat der Kellner das mitbekommen. Er bittet um die Bestellung des Aperitifs. Ich möchte einen Campari, ja einen Campari Soda, was sonst in Italien.

Sehr wohl sagt er. Und der Heilige Vater?

Ich schaue ihn an, fragend, grinsend: Bin ich verrückt oder er? Oder ist das wieder ein menschengewordener Engel? Wohl nicht. Er ist eher ein großer Psychologe, wie viele in diesem Gewerbe und in guten Häusern. Das Spiel beginnt.

Ja, ja, sage ich, der Heilige Vater ist Pole, bringen Sie ihm einen Vodka.

Sehr wohl, verneigt sich der Kellner.

Nein, warten Sie, bringen Sie ihm einen polnischen Vodka.

Nun bin ich mit dem Heiligen Vater allein. Er sitzt dort oben einsam in seiner unheimlichen Kuppel über Rom, an einem kleinen, schmalen Tisch, und lässt sich von einer polnischen Nonne sein Essen servieren.

Campari und Vodka stehen auf dem Tisch. Ich reiche Seiner Heiligkeit symbolisch das Glas und stoße mit ihm an.

Du hast es gut, grollte er herüber, du Straßenpriester im Hotel Eden dort. Ein elegantes Restaurant, aufmerksame Bedienung und ein Menü, nach dem ich mich schon so lange sehne. Ich kann das fette Essen meiner Polin nicht mehr sehen.

So plaudern wir, der Heilige Vater und ich, am ersten Abend über Essen und Trinken und die Rezepte dieser Welt.

Der zweite Abend

Am zweiten Abend ist mein Platz reserviert. Den besten Tisch hat der Kellner wieder für mich freigehalten, den Tisch vor der Kuppel des Vatikans. Dieser Platz ist mir lieb. So finde ich mich stets rechtzeitig zum Abendessen ein, damit ich möglichst lange den Ausklang des Tages genießen kann, und hoffe wieder auf ein Tête-à-Tête mit dem Pontifex.

Der Kellner bringt Campari und Vodka und sagt: Ist doch korrekt so, nicht wahr?

Der Papst kommt, winkt wie zu einem guten Bekannten herüber und sagt: Früh heute, Pater, du hast dich hoffentlich nicht gelangweilt in Rom. Oder hast du gar Dummheiten angestellt?

Heiliger Vater, schau mich an in meiner abgerissenen Kutte, was sollte ich anstellen?

Er beugt sich zu mir, winkt mich heran und macht mir einen Vorschlag: Wie wäre es denn, wir würden einmal unsere Kleider tauschen? Du gibst mir deine rumänische Kutte und ich dir meine weiße Soutane. Nein, ich habe eine noch verrücktere Idee, und winkt mich näher heran: Wir tauschen für vier Wochen unseren Einsatzort. Mir wird es gut tun, mal wieder ganz unten zu sein, und du wirst hier eine gute Figur abgeben. Du nimmst auf meinem Thron Platz und ich fahre in deiner Kutte nach Rumänien. Der Papst schüttet sich aus vor Lachen. Was hältst du von dieser Idee?

Papst, sage ich, das wäre nicht auszudenken. Ich, der Ketzer, auf deinem Stuhl. Dein Hofstaat würde mich am ersten Tag zum Teufel jagen.

Zum Teufel, grient er bedeutungsvoll, zum Teufel?

Natürlich zum Teufel. Du weißt, wie unverblümt und wenig diplomatisch ich rede, und dann in meinem Straßenjargon. Ich würde deinen Kardinälen vor den Kopf stoßen. Und du in Rumänien: Hast du nicht schon genug Ärger? Die Orthodoxen werden dich am ersten Tag zum Land hinausjagen.

Zum Land hinausjagen, grummelt er, steht auf und geht ohne ein Winken in seinen Fahrstuhl, hinunter in seine Gemächer. Der Kellner sieht mein verstörtes Gesicht und fragt unschuldig: Sie haben sich doch nicht etwa mit Seiner Heiligkeit gestritten? Der Vodka wurde nicht angerührt.

Ich sage: Trinken Sie ihn.

Der Kellner sagt: Sie täuschen sich in mir.

Der dritte Abend

Mein Platz ist reserviert. Frederico – inzwischen rede ich ihn mit seinem Vornamen an – deutet auf den Vatikan und sagt: Der Heilige Vater hat schon nach Ihnen gefragt.

Ich verbeuge mich und frage: Bin ich zu spät?

Nein, wie spät ist es denn, ich warte seit einer Stunde.

Peinlich, sage ich, werden Sie mir verzeihen?

Ich muss mit dir reden, Ketzerlein. Deine unfrommen Sprüche gefallen mir. Ich bin das Geseihe um mich herum nun wirklich satt. Wer wagt schon, so mit mir zu reden. Erzähl mir was über Rumänien, erzähl mir was über diese Schmuttelkinder. Kennst du den Patriarchen von Bukarest? Ich will ihn demnächst besuchen. Und du, warum hast du Fahnenflucht begangen? Wie konntest du unsere Heilige Mutter, die Kirche, so treulos verlassen?

Aber, Heiliger Vater...

Nein, kein aber. Don Bosco ist doch auch zu seinem Papst gegangen. Warum bist du nicht gekommen?

Ich komme morgen, wenn Sie einverstanden sind, ich komme. Wie kann ich denn zu Ihnen vordringen?

Du fragst ganz einfach nach der Tür des Papstes, und dann muss ich mit dir reden. Kannst du dir nicht vorher eine saubere Kutte besorgen? Die Schweizer Garde wird dich für einen Bettler halten.

Ich reibe mir die Augen, mein Essen ist kalt geworden.

Der Kellner fragt: Hat es nicht geschmeckt? Ich bringe Ihnen etwas anderes.

Nein, nein, winke ich ab. Aber können Sie mir nicht eine saubere Kutte besorgen?

Er lacht laut, dem Standing des Restaurants gar nicht angemessen, und erzählt seinem Kollegen die Geschichte.

Ohne dass ich es bemerkt habe, ist der Papst aufgestanden und verschwunden. Heute Abend habe ich den Vodka selber getrunken.

Der vierte Abend

Ich fahre mit dem Taxi vor die Tore Roms zum Generalat der Salesianer, der Söhne des heiligen Don Bosco, wie sie sich nennen. Soll der Heilige Vater doch warten. Von meinem Mitbruder, Pater Freddie, habe ich mich beim Sub-General, einem Belgier, anmelden lassen. Die Folgen meines Unfalls sind auch in den Tagen der Erholung spürbar. Wieder einmal überkommt mich der Gedanke, in Rumänien aufzugeben. Der Spaß mit dem Papst kann mich nicht in Wahrheit aufheitern.

Das Taxi setzt mich vor einem großen Portal ab. Ich brauche mit meinen Krücken eine halbe Stunde bis zum Haupthaus. Während ich dahinhumpele, überlege ich, den Salesianern, die in über 70 Ländern der Erde Jugend- und Kinderarbeit leisten, anzubieten, die Stiftung zu übernehmen. Sie haben mich all die Jahre über vehement bekämpft, mir verbieten wollen, den Namen des Heiligen zu verwenden, und kräftig an meiner Dornenkrone mit geflochten.

Keuchend und kraftlos erreiche ich den Pfortenbereich. Ich lasse mich anmelden. Nach kurzer Zeit kommt mein Audienzgeber. Ich will ihm die Hand reichen, aber er verweigert mir seine. Auch einen Stuhl bekomme ich nicht angeboten. Er sagt kurz und bündig in flämisch: Demidoff moet weg, gesprochen: mutt wech, wobei das ch besonders scharf klingt. Demidoff muss weg.

Ich schlucke und sage: Gut, Demidoff geht. Übernehmen Sie die Kinder und das Casa Don Bosco.

Er wiederholt abermals: Demidoff muss weg.

Ich senke meinen Kopf und gehe, ohne mich noch einmal umzusehen. Ich bin traurig und aufgewühlt zugleich. Ist das ein Zeichen vom Himmel, die Kinder nicht im Stich zu lassen? Welcher Teufels-Engel stand mir da gegenüber? War das nicht

der zweite Mann dieses mächtigen Ordens? Was will mir der heilige Don Bosco im Himmel damit sagen?

Ich freue mich auf meinen Hotel-Wintergarten und auf mein Abendessen. Freue ich mich auch auf den Pontifex maximus, den Heiligen Vater? Frederico hält Campari und Vodka bereit. Es ist ein nasskalter Tag, der Dezember hat begonnen. Er fragt, ob es mir gut geht. Ich gebe keine Antwort.

Da schallt es vom Petersdom herüber: So stark willst du sein und lässt dich so in den Dreck stoßen? Ketzer sind aus einem anderen Holz. Warum bist du nicht gekommen? Weißt du eigentlich, was ich mir alles tagtäglich gefallen lassen muss von meinen Würdenträgern? Es sind Speichellecker und Liebediener, Schlangenbrut und Natterngezücht. Wenn ich meine polnische Nonne nicht hätte, hätten sie mich schon lange vergiftet. Weißt du nicht, was mit meinem Vorgänger, Johannes Paul I., passiert ist? 30 Tage haben sie ihn nur gewähren lassen, denn er wollte den Saustall aufräumen, als er feststellte, dass der ganze Vatikan von Freimaurern durchsetzt ist. Er hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen, der gute Lucian. Gift haben sie ihm in den Tee gegeben. Wie viele meiner Vorgänger sind vergiftet worden. Meinst du etwa, ich könnte hier meinen Laden so einfach zurücklassen und den Büttel hinwerfen? Weißt du, was für eine Intrigenklatzche dieser Vatikan ist? Und glaubst du wirklich, dass Don Bosco die Salesianer heute wirklich noch als seine Söhne bezeichnet? Kopf hoch! Trag deine Dornenkrone mit Würde. Im Himmel gibt es keine Schubladen. Der Himmel ist nicht katholisch, nicht evangelisch und nicht orthodox. Der Himmel gehört auch nicht den Salesianern, und schon gar nicht den Jesuiten. Der Himmel ist die Dimension Gottes und Gott ist einfach Gott. Basta. Und nun gib mir den Vodka.

Spielt mir nun auch meine Fantasie einen Streich? Das kann doch nicht der Papst gesagt haben. Ich stochere in meinem Essen herum und der Papst schaut zu.

Gute Nacht.

Gute Nacht.

Die Predigt hat mir gefallen. Jetzt bestelle ich noch drei Vodka. Für mich.

Der fünfte Abend

Ich nehme das Telefon und verlange den Privatsekretär von Kardinal Ratzinger. Ich stelle mich unterwürfig vor: Pater Don Demidoff, Unabhängige Katholische Kirche.

Das habe ich noch nie gehört, gibt Monsignore Clemens am anderen Ende der Leitung von sich. Was wollen Sie denn vom Kardinal.

Es ist persönlich, Monsignore.

Es kann nicht so persönlich sein, dass Sie es mir nicht sagen könnten. Eine Audienz beim Kardinal geht nur über meine Kanzlei.

Ich fasele etwas von: Es gibt doch nur *eine* katholische Kirche, katholos, weltumfassend. Aber es gibt doch verschiedene Herden. Ich muss mit dem Kardinal sprechen.

Auffallend leise, aber scharf kommt die Antwort: Sprechen Sie mit Ihren Kardinälen, besser noch mit Ihrem Papst.

Ich versuche zu sagen: Wir haben keine Kardinäle und keinen Papst, aber das Telefon ist aufgelegt. Wieder Dornen in meine Wunden.

Frederico hat mir ein Adventsgesteck auf den Tisch gestellt. Auf den anderen Tischen sehe ich das nicht. Wir sind doch katholisch, nicht war? Advent: Zeit der Ankunft, Zeit des Wartens,

Pater, ich bin gut katholisch.

Ach, Frederico, Sie sind ein Engel ohne Flügel, ein Engel im schwarzen Frack. Haben Sie heute an mich gedacht?

Oh, ich denke, seit ich Sie kenne, häufig an Sie. Was mag er für ein Priester sein? Er ist ein ungewöhnlicher Priester. Wenn Sie es mir erlauben, Sie haben so gar nicht den katholischen Stallgeruch. Was ist Ihre Mission in Rom?

Er hat Sehnsucht nach Rom und der ewigen Kirche, hallt es aus der Peterskuppel. Er wird schon noch zurückfinden.

Guten Abend, Vater der vergessenen Kinder Gottes. Ich habe mir heute Abend von meiner polnischen Nonne Faustina aber etwas Besonderes kochen lassen. Ich hab sie ins Eden geschickt. Schluss mit der fetten Soße. Wann kommst du?

Ich habe heute mit Monsignore Clemens telefoniert.

Mit Clemens?

Ja, ich wollte Kardinal Ratzinger sprechen.

Ratzinger sprechen? Mein lieber Sohn, mein dummes Kind, eher wirst du zum Papst vorgelassen, als dass du zu Ratzinger findest. Was wolltest du von diesem Gralshüter?

Ja, ich bin dumm, lieber Bischof aller Bischöfe, sage ich kleinlaut, wie dumm bin ich.

An diesem Abend sprechen wir noch über die vielen Priester, Nonnen und Gläubigen, die enttäuscht der Kirche den Rücken gekehrt haben. Ich sage: Lieber Johannes Paul, du solltest für diese Verletzten einen eigenen Bischof ernennen, den Bischof für das Land der gekränkten Seelen. Was hältst du davon?

Hast du noch mehr solcher Ideen? Ich könnte dich zum apostolischen Sekretär für Marketingfragen ernennen. Wie wär das?

Ja, sage ich, das wär's. Ich komme unter der Bedingung, dass ich meine 50 Kinder mitbringen darf. Kannst du dir vorstellen, welch ein quirliges Leben in deinen ehrwürdigen Mauern einziehen würde?

Gut so, sagt der Papst, aber erst musst du dich bekehren.

Der sechste Abend

Ich mache das Spiel. Lasse mich in den Petersdom fahren. Ich spiele versteckte Kamera. Ich brauche dringend eine Erheiterung. Wo ist die Tür zum Papst?, frage ich naiv. Erst eine Nonne im Andenkenladen in den Colonaden. Die dunkelhäutige Nonne – es scheinen wohl nur dunkelhäutige Nonnen dort beschäftigt zu sein – schaut mich liebevoll, aber sehr musternd an.

Die Tür zum Papst? Ich schenke Ihnen eine CD mit der Stimme des Papstes. Bewahren Sie sie gut.

Mein nächstes Opfer ist ein Priester. Wo bitte, ist die Tür zum Papst?

Er lacht so schallend, dass fast die Petrusstatue neben ihm bebt. Das ist ein guter Witz, sagt er, fabelhaft.

Man darf ja nicht vergessen, dass ich mein Spiel in meiner Soutane veranstaltete, das muss deshalb wohl besonders komisch gewesen sein. Die Tür zum Papst? Langsam gefällt mir das Spiel und befreit mich aus meiner Traurigkeit. Eine Fremdenführerin ist mein nächstes Opfer.

Also, Hochwürden, Sie gehen zum Sekretariat...

Ich unterbreche sie: Zum Sekretariat für die Einheit der Christen?

Sie schüttelt ihren Kopf. Nein, zum Sekretariat für Papstaudienzen. Melden Sie sich bei der Schweizer Garde, die hilft Ihnen weiter.

Danke Signorina. Eine alte, gebeugte Frau spricht mich an. Padre, kann ich bei Ihnen beichten?

Nein, nein, sage ich, ich suche die Tür zum Papst.

Ach ja, sagt sie, der sollte auch mal wieder beichten, und schaut mir kopfschüttelnd nach.

Ein ausnahmslos elegant gekleideter Herr ist mein nächstes Opfer. Verzeihung, aber wissen Sie, wo die Tür zum Papst ist?

Er kramt in seiner Manteltasche und drückt mir ein paar Lire in die Hand.

Habe ich genug gelacht, bin ich von meiner Traurigkeit befreit? Vor mir bremst eine der irrsinnig großen Kehrmaschinen, auf denen man wie auf einem Traktor sitzt. Sie fahren den ganzen Tag unaufhörlich durch den Petersdom, den Schmutz der Menschenmassen bändigend.

Capitano, sage ich scherzend, bitte, die Tür zum Papst. Können Sie mich nicht hinfahren?

Ich kann, sagt er, nimmt meine beiden Krücken in Empfang, zieht mich auf dieses Ungetüm. Die Menschen bleiben stehen: Wird hier ein Film gedreht? Ein Mann in einer Soutane auf dem Bock einer Kehrmaschine? Beim Spiel der versteckten Kamera bin ich nun selbst das Opfer. Die Kamera ist auf mich gerichtet. Der Fahrer gibt wohl höchste Geschwindigkeit und es geht schnurstracks zum Ausgangsportal. Vor den Stufen bremst er dramatisch und sagt: Hier ist die Tür zum Papst, Padre. Die frische Luft wird Ihnen gut tun. Arrivederci!

Genau, das ist es: Die Tür zum Papst ist draußen, draußen vor der Tür, wie Wolfgang Borchert schreibt. Ein Bauchladenverkäufer auf dem Petersplatz sieht mich verloren stehen und ruft mich, wild gestikulierend, zu sich.

Padre, einen Rosenkranz oder eine Medaille mit dem Bild des Papstes? Bitte, kaufen Sie mir etwas ab. Ich bin heute Großvater geworden, ich bin so glücklich, bitte kaufen Sie mir etwas ab.

Ich schaue ihn mitleidig an: Wissen Sie, ich habe heute beschlossen, zu meinen 50 verlassenen Kindern zurückzukehren. Hier ist eine CD mit der Stimme des Papstes. Die schenke *ich* Ihnen.

Während ich mich abwende, ruft er mich zurück: 50 Kinder? Wie geht das? Er drückt mir eine Menge kleiner Medaillen in die Hand, alle mit dem Konterfei des Papstes. Ich werde den Papst nicht los.

Ich komme zu spät zum Abendessen. Doch mein Platz ist frei geblieben. Frederico fürchtete, ich hätte woanders gegessen. Auch der Papst kommt zu spät, viel zu spät. Ich bin fast mit dem Mahl fertig. Über Rom grollen Donner und Blitz. Noch nie war die Peterskuppel so hell wie heute. Ich denke an den Aberglauben in Rumänien. Ich ertappe mich dabei, wie ich mich bekreuzige.

Ja, sagt der Papst, bekreuzige dich nur. Er steht kraftlos in der Tür seines Fahrstuhls, aschfahl, um Luft ringend. Er sieht so gar nicht würdevoll aus. Er sucht Halt an seinem eigenen Cingulum, und im Getöse von Donner und Blitz setzt er sich in einen Sessel.

Seit dem Konzil diskutieren wir uns nun dumm und dämlich, wie wir Christus als Gott in der katholischen Kirche halten können. Du weißt ja: die Freimaurer und die Mafia der Loge P2, die Antichristen, die die Kirche von innen her zerstören wollen. Seit Jahrzehnten reise ich durch die ganze Welt und erzähle den Menschen, dass ich der Stellvertreter Christi auf Erden bin. Weißt du, was heute geschehen ist? Hör zu, leg endlich deine Gabel aus der Hand und gib mir meinen Vodka.

Ich frage ungeduldig: Heiliger Vater, so sagen Sie doch, was ist passiert? Hat man einen Schweizer Gardisten umgebracht oder gar Kardinal Ratzinger. Oder ist dieser Bandit, Kardinal Marcinkus, wieder aufgetaucht? Was ist passiert?

Es ist viel schlimmer, stöhnt er herüber, es ist eine Katastrophe: Jesus Christus hat meine Tür gefunden. Er klopfte an die Tür. Er war halb nackt, nur mit einem übergeworfenen Tuch bekleidet, und hatte eine Krone aus Dornen auf dem Kopf. Er

gab mir einen kleinen abgerissenen Zettel. Darauf stand: Hiermit trete ich aus der Kirche aus. Gezeichnet: der Sohn Gottes, Jesus Christus.

Nachdem ich mich wieder gefangen habe, will ich noch rufen: Aber konnte ihn denn nicht wenigstens die Schweizer Garde aufhalten?

Doch der Chef der katholischen Christenheit ist nicht mehr da.

Frederico hilft mir aus meinem Stuhl. Ich bin verwirrt und ich wanke auf mein Zimmer. Ich ziehe die schweren purpurfarbenen Samtvorhänge zu und schalte den Fernseher ein.

Ein abgerissener Ketzerpriester aus Rumänien wurde heute vom Heiligen Vater darüber informiert, dass Jesus Christus aus der Kirche ausgetreten ist. Wer weiß, wo sich dieser Priester zur Zeit aufhält? Wer weiß, wo Gottes Sohn in Rom untergetaucht ist? Sie erreichen unsere Redaktion unter der Sondernummer...

Ich schalte den Fernseher ab und öffne die Vorhänge. Der Himmel über Rom hat sich aufgeklärt. Die Kirchen sind wie immer erleuchtet. Nur der Vatikan hat das Licht ausgelöscht. Gute Nacht, Heiliger Vater, gute Nacht, Jesus Christus, gute Nacht, Monsignore Clemens, gute Nacht, lieber Opa mit deinem Bauchladen, gute Nacht, Frederico...

Der letzte Abend

Die Peterskuppel leuchtet wieder. Auf meinem Tisch brennt die Adventskerze. Frederico sagt: Padre, ich weiß, heute ist Ihr letzter Abend. Ich bin traurig. Aber heute lade ich Sie zum Essen ein. Sie sind ein seltsamer, aber ein besonderer Priester. Leider darf ich nicht mit Ihnen zusammen essen, wie ich auch den Vodka ablehnen musste. Aber einladen darf ich Sie. Unser

Chefkoch hat Ihnen auf meine Bitte hin etwas ganz Besonderes bereitet: Blinis a la Demidoff, russische Plinzen.

Auf einem Silbertablett liegt eine Urkunde aus Pergamentpapier. Und unter der Urkunde liegt eine weitere für Viorel und die Kinder. Ein schöneres Geschenk kann ich für Viorel nicht mitbringen, denn er hat doch so um mich gebangt.

Ich bitte Frederico, dem polnischen Pontifex maximus einige der russischen Blinis mit einem Gruß von mir in den Vatikan zu bringen. So stehen wir voreinander, Frederico mit den Blinis in der Hand und ich mit den Papst-Papieren. Ein Anflug des Versuches der Umarmung, aber das geht nicht, schon wegen der Blinis und der Urkunden.

Frederico, seine Kellnerkollegen in ihren eleganten schwarzen Fräcken und die Köche in ihren strahlenden Uniformen und ihren unüberschaubaren weißen Kardinalsmützen bildeten ein Spalier zum Fahrstuhl. Während ich den Fahrstuhl besteige, ruft Frederico noch: Wie finde ich den Papst?

Fragen Sie ganz einfach nach der Tür zum Papst, kann ich noch antworten, bevor der Lift mit mir verschwindet.

Am nächsten Morgen packe ich meine Habe und greife meine beiden Krücken. Meine Finanzen sind am Ende und ich habe Sehnsucht nach meinen Kindern. Wie konnte ich glauben, ich könnte sie einfach verlassen?

Beispiel: Familienchronik



eines Prinzen und seiner Familie
299 Seiten, gebunden,
zahlreiche, meist farbige
Abbildungen, Privatedition

Die Familienchronik wurde voll-
ständig anhand familiärer Unterla-
gen, eigener Recherchen und Se-
kundärliteratur aufgebaut.

Die Wirtschaft im Herzogtum

Im 17. und 18. Jahrhundert herrschte in Europa der Merkantilismus vor, die führende Wirtschaftspolitik im Zeitalter des Absolutismus. Die Lehre des Merkantilismus beruht auf der Annahme, dass finanz- und wirtschaftspolitische Erfolge die ausschlaggebende Voraussetzung für die Zunahme politischer Macht bilden. Die klassische merkantilistische Politik bestand darin, den Import von Fertigprodukten durch hohe Schutzzölle zu unterdrücken, während deren Export gefördert wurde. Bei Rohstoffen verfolgte der Merkantilismus eine umgekehrte Zollpolitik. Hier wurden die Einfuhren erleichtert, während die Ausfuhren erschwert wurden. Zudem war es üblich, dass der Staat aktiv als Unternehmer durch die Gründung staatlicher Manufakturen² auftrat, wie sie auch im Herzogtum Kurland errichtet wurden.

² Die Manufaktur stellte die Übergangsform vom Handwerk zur Fabrik dar. Sie entstand während des späten Mittelalters und in der frühen Neuzeit. Manufakturen wurden von privaten Unternehmern und vom Staat betrieben. Um die Exporte zu fördern, wurden unterschiedliche Manufakturen errichtet, wie Seiden-, Porzellan- oder Eisenmanufakturen. Wenn die Manufakturprodukte keinen Absatz fanden, zwangen die Fürsten zuweilen ihre Bürger zum Kauf der Erzeugnisse. Wenn es an Arbeitskräften fehlte, wurden Waisenkinder oder Bettler zur Arbeit in den Manufakturen gezwungen. Heute verbindet sich mit dem Begriff der Manufaktur die Vorstellung von Qualität und Luxus.

Metallverarbeitung und Eisenmanufakturen

Die Metallverarbeitung bildete in Kurland einen wichtigen Industriezweig. Die Gewinnung und Verarbeitung von Metallen, vor allem Eisen, war hier schon seit jeher bekannt. Erst als aus den Trümmern des livländischen Ordensstaates das Herzogtum Kurland entstand, begann jedoch die Entwicklung der Metallurgie in Form von Manufakturen.

Das alleinige Recht der Nutzung von Bodenschätzen besaßen die Herzöge von Kurland. So errichteten sie im Rahmen ihrer Wirtschaftspolitik die ersten Eisenwerke in Kurland. Man geht nach den vorliegenden Quellen davon aus, dass das erste Eisenwerk 1596 von Herzog Wilhelm gegründet wurde. Zeitgleich begann man, wie es damals auch in anderen Ländern Europas üblich war, die entsprechenden Fachleute aus dem Ausland anzuwerben.

Als maßgeblicher Begründer der eisenverarbeitenden Manufakturen galt jedoch nicht Herzog Wilhelm, sondern der besonders umtriebige Herzog Jakob, der in Rostock und Leipzig studiert hatte und sich auf seinen Auslandsreisen in Deutschland, Frankreich, Italien und England mit den neuesten technischen Errungenschaften und Ideen vertraut gemacht hatte. Er wurde als fürstlicher Handelsmann weit bekannt und verhalf Kurland zu einem erheblichen Wirtschaftsaufschwung. Vor allem durch den Schiffbau, den Herzog Jakob vorantrieb, konnte er den Ex- und Import fördern. Auch sein Sohn, Friedrich Kasimir Kettler, konnte bis zu seinem Tod die Wirtschaftspolitik seines Vaters

weiterführen. Verheerend für diese Ansätze einer kurländischen Industrie wirkten sich schließlich die mehrjährigen Machtkämpfe nach dem Tod Herzog Friedrich Kasimirs aus, der nur einen unmündigen Erben hinterließ. Hinzu kam der Nordische Krieg, auf den die Pest folgte und nach deren Ende die kraftvolle Wirtschaftspolitik Herzog Jakobs und seines Sohnes bis zur Regierungszeit Ernst Johann Birons in Kurland keinen Nachfolger fand.

Landwirtschaft und Agrarwirtschaft

Neben den Manufakturen war zweifelsohne die Produktion landwirtschaftlicher Güter der wichtigste Wirtschaftsfaktor Kurlands. Es gab in Kurland zwei Formen des Grundbesitzes. Auf der einen Seite gab es die Domänen des Herzogs, auf der anderen Seite die Landgüter des Adels. Die Domänen des Herzogs umfassten etwa zwei Fünftel des gesamten Grundbesitzes.³ Während der Regierungszeit der Herzöge Friedrich Wilhelm und Ferdinand (1710-1737) wurden viele der herzoglichen Güter unter schlechten Bedingungen günstig an den Adel verpachtet, verpfändet oder kamen auf andere Weise in den Besitz des Landadels.

Der Historiker K.W. Cruse schreibt in seinem Werk »Kurland unter den Herzögen« über die wirtschaftlichen Verhältnisse Kurlands im letzten dritten Viertel des 17. Jahrhunderts, also in der Regierungszeit der Herzöge Friedrich und Wilhelm Kettler:

³ Lancmanis, I. (1993), S. 18

»Desto reichlicher mußten bei dem, in dem dritten Viertel des 17. Jahrhunderts aufblühenden, Ostseehandel die Hauptquellen des Wohlstands des fürstlichen Hauses fließen, in dem Ertrage der fürstlichen Domainen. Allein diese reichten für den starkvermehrten Aufwand des fürstlichen Hauses nicht hin, und die Maaßregeln, die man ergriff, um sich zu helfen, machten das Uebel noch schlimmer. Lehngüter wurden verpfändet, Privatgüter angekauft, und diese wieder oft gegen geringe Summen in Pfand oder Arrende gegeben. Es wurde von dem Ertrage des Lehns das Privatgut des Hauses vermehrt, und sowohl das Verpfänden als das Ankaufen sollte dienen, Eingesessene dem Hofe verbindlich zu machen.

So etwas wurde auch in der That sehr nöthig; denn mit dem Anfange der Regierung dieses Herzogs offenbarte sich das gespannte Verhältnis zwischen dem Herzoge und der Ritterschaft, an das sich seitdem, so lange die polnische Oberherrschaft bestand, die Geschichte von Curland wie an einen schwarzen Faden anreihet«⁴

Als Ernst Johann Biron 1737 an die Macht kam, befand sich die Landwirtschaft Kurlands ebenfalls an einem Tiefpunkt. Er begann schon in den ersten Monaten nach Antritt der Regierung seine energischen Bemühungen, die Domänengüter wiederzuerlangen. Diejenigen, die keine Anrechte auf die Besitzungen vorweisen konnten, sollten diese wieder verlieren. Zudem wurden 1749 unterschiedliche Wirtschaftsgebäude erneu-

⁴ Kruse, K.W. (1832), S:194/195

ert oder sogar neu errichtet. Dazu zählten beispielsweise Viehhöfe, Pferdeställe, Korndarren, Kornböden, Heuschober, Malzriege oder Käsehäuser.⁵ Daneben gab es auch Obst-, Gemüse- und Hopfengärten. Ackerbau und Viehzucht bildeten demnach die Hauptwirtschaftszweige.

Zur Gewinnung neuer und zur Verbesserung alter Ackerflächen wandte man unter Ernst Johann Biron die für Kurland charakteristische Methode der Überflutung an. Bäche wurde angestaut, um größere Flächen zu überfluten. Oft wurden in den entstehenden Teichen sogar Fische gezüchtet. Nach einigen Jahren wurde das Wasser abgelassen und es entstanden fruchtbare Ackerflächen.

Ernst Johann Biron versuchte außerdem, ein Monopol auf Spirituosen und Getreide einzuführen, was bei dem an eine milde herzogliche Regierung gewohnten kurländischen Adel eine scharfe Gegenwehr hervorrief. Wie sich jedoch später herausstellte, konnte Ernst Johann Biron seine Vorhaben durchsetzen.

Es begann in Mitau Anfang des 18. Jahrhunderts also ein reges wirtschaftliches Leben. Die Münzen, Maße und Gewichte des damaligen Kurlands sollen zum besseren Verständnis aufgeführt werden.

⁵ Oberländer, E./ Misans, I. (1993), S.136

Das bietet Ihnen der Buchschreiber:

- Persönliche Betreuung
- Manuskript-Erstellung
- Textoptimierung, Buchgestaltung und Druck aus einer Hand
- Veröffentlichung im Verlag
- Autorenbetreuung
- Autorenhonorar
- Keine Abnahmeverpflichtung
- Individuelle Finanzierung

Sicher haben Sie noch Fragen.

Dann sprechen Sie uns einfach an. Gerne senden wir Ihnen ausführliche Unterlagen zu. Und für einen unverbindlichen Termin zum Kennenlernen stehen wir Ihnen selbstverständlich zur Verfügung.

Sie erreichen uns

- per Telefon unter:0451 – 88 35 895
- per E-Mail unter:kontakt@buchschrreiber.de